

Paul Nizon

Das Drehbuch der Liebe

Journal 1973–1979

Suhrkamp

SV

Ein Mann in der Mitte seines Lebens, Schriftsteller. Auf einer Lese-reise, unterwegs durch fremde Länder, zieht er sich in einer drama-tischen, ebenso ausweglos wie aussichtslos scheinenden Begegnung mit einer jungen Frau das zu, was er später eine »Liebesvergiftung« nennen wird. Nach dieser Begegnung findet er sich nicht mehr zurecht. An Schreiben ist nicht mehr zu denken, er verkommt. Auch das Verhältnis zu seiner langjährigen Lebensgefährtin, die er erst kürzlich geheiratet hat, wird dadurch zerstört. Er übersiedelt, nein flieht von Zürich nach Paris, wo ihm seine soeben verstorbene Tante ein winziges Zimmer hinterlassen hat. In dieser Zelle wartet er, wider alle Vernunft, daß die junge Geliebte sich für ihn entscheidet und daß das Schreiben wieder von ihm Besitz ergreift. Um die War-tezeit bis dahin zu überbrücken, klammert er sich an seine täglichen Notate, in denen er die Geschichte dieser betörenden, verzweifelten Liebe, seine Geschichte bewahrt: Das Drehbuch der Liebe.

Paul Nizon erzählt in seinem Journal – diesem Fortsetzungsroman eines einzigartigen Künstlerlebens – von der grausamen Verzaube-rung durch die Liebe, von den Exerzitien der Einsamkeit in Paris, seiner Sehnsucht nach Neugeburt durch die Zaubermacht der Metro-pole und nicht zuletzt von den Lektionen, die das Schreiben und die Frauen ihm erteilten.

Paul Nizon
Das Drehbuch
der Liebe

Journal 1973-1979

Herausgegeben von
Wend Kässens

Suhrkamp Verlag



Erste Auflage dieser Ausgabe 2024

© 2004, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24390-9

www.suhrkamp.de

Das Drehbuch der Liebe

*»Das Leben ist zu gewinnen
oder zu verlieren.«*

1973

17. Januar 1973, Zürich

Lieber Siegfried,

hier – endlich – so etwas wie ein Arbeitsplan. Ich habe diese Hausaufgabe dauernd vor mir hergeschoben, weil das Fahrplanschreiben nach vorheriger Konzeptaufstellung meiner Arbeitsweise widerspricht. Dennoch will ich zu Deiner Beruhigung versuchen, Dir meine Pläne zu erläutern.

Ich bin jetzt dabei, die Materialien, die sich im Lauf der Zeit rund um das Projekt des Stadtromans ansammeln, zu *sichten*. Diese Materialien bestehen aus Aufzeichnungen, Notizen, Einfällen, und sie bilden so etwas wie einen Humus oder ein Klima – nicht viel mehr. Das Sichten dient der Belebung von Schlummerndem, der Akklimatisierung. Parallel zum Sichten skizziere ich allerlei Theoretisches, hauptsächlich Dimensionen und Aspekte, die ich dem Buch auf seiner jetzigen Entwicklungsstufe wünsche. Ich habe ja bisher beinahe ausschließlich autobiographisch, also rückwärtsgerichtet geschrieben, und nun stehe ich vor dem Stapellauf, ganz in die Gegenwart und damit in eine Räumlichkeit vorzustößen, die den Privatbereich hinter sich läßt. Welche Dimensionen gehören zu dem neuen Raum, den es zu erobern gilt? Der neue Raum oder doch Schauplatz ist jene Welthauptstadt, die zu den wunderbaren Leistungen der Geschichte zählt und am Sterben, wenn nicht bereits verschieden und also Wahn ist. Insofern wird mein Buch ein Abschiednehmen von einem europäischen (Heimat-)Inbegriff. Welche Dimensionen – der Realität und des Bewußtseins – sind zu berücksichtigen, wenn ich die Größe STADT anvisiere? Und für welche Zukunft optiere ich, wenn ich der Ansicht bin, daß die Heimat »Stadt« (und was sie beinhaltet) bereits Illusion geworden ist? All das abzuklären, ist nicht unwichtig für die Schreibperspektive.

Nun sollst Du nicht befürchten, daß ich mich in Richtung theo-

retisches Sachbuch verirre oder verhasple. Die angedeuteten Abklärungen dienen lediglich dem *Programmieren* meiner inneren Fabrik, dem Bewußtseinsfilter. Auf welches spezifische Gewicht und damit auf welches Format soll die Apparatur eingestellt und eingestimmt werden, die beim erzählerischen Entwerfen dann in Aktion tritt – und auf welche Distanz?

Das ist ungeheuer wichtig, weil ich damit Entscheidungen vorwegnehme: Meine ganzen Instrumente werden, wenn ich längst im Stofflichen untergetaucht sein und alle Theorie vergessen haben werde, so oder so, enger oder weiter, flacher oder tiefer funktionieren. Mit der theoretischen Absteckung sind im übrigen allerlei Lektüre und Grundsatzgespräche verbunden.

Nun kann ich mir leicht vorstellen, wie Du beim Lesen dieser Sätze skeptisch dreinschaust. Vielleicht sagst Du Dir: Der Kerl ist noch weit entfernt vom Arbeiten. Vielleicht möchtest Du ganz anderes, eben »Konkretes« von mir hören. Ich bin mir bewußt, daß ich ein bißchen monologisiere, Deine Geduld strapaziere. Dazu noch etwas:

Die sichtende und spekulierende Vorbereitung, die ich zur Zeit noch betreibe, empfinde ich wie einen Dialog mit einem Fisch, den ich an der Leine verspüre, aber noch nicht sehen kann. Ich will ihn aber noch nicht sehen, weil ich ihn an Land ziehen möchte und dies möglichst ganz. Wenn ich ihn voreilig ans Licht zerze, kann es sein, daß ich nur den Kopf oder ein Gerippe berge. In meinen derzeitigen »Übungen« geht es also auch um ein Einstimmen, ein Messen der Kräfte.

Anders gesagt: Ich bin im Begriff, auf erzählerische Reserven zurückzugreifen. Und ich möchte mir zum jetzigen Zeitpunkt noch möglichst nichts verbauen. Ich will mir Zeit lassen, das Ding oder den Fisch eine Weile zu belauern und zu kitzeln, bevor ich mich in dieser oder jener Richtung festlege.

Bis etwa Mai: Recherchieren im angedeuteten und in jedem

möglichen Sinne. Ich werde auch allerlei Erzählproben herstellen und Muster kleineren Formats durchspielen, bis ich eine Formvorstellung habe, die das »Fabulieren« ermöglicht. Und ich werde diese Arbeitsphase in Großstädten absolvieren, bestimmt in London (vermutlich Februar) und in Paris. Vielleicht sogar Budapest.

Nach Mai ziehe ich mich möglicherweise aufs Land zurück, wo ich billig leben kann und eine erste Fassung durchzuschreiben hoffe. Wenn ich jetzt geduldig und hartnäckig genug operiere, wird das Durchschreiben entsprechend flüssig vonstatten gehen.

Ich nenne Dir und mir somit einen ersten Termin: Mai. Zu diesem Zeitpunkt sollte ich mein Konzept haben. Einverstanden? Meine Kondition ist gut. Ich bin zuversichtlich. Ich möchte und kann keine anderen Auskünfte geben. Melde Dich bitte auch wieder mal.

12. Februar 1973, Zürich

Vom Besuch bei Konrad Farner ist noch zu sprechen.

Ich hatte so viel vergessen. Wußte nicht mehr, wie engbrüstig das ehemalige Rebhaus in der Zeile der anderen Mühlebachhäuser eingeklemmt war, wußte nicht mehr, wie rührend der Türspruch »Zur großen Hoffnung« in seinem Blumengewinde sich ausnimmt, wußte nicht mehr, wie es ist, wenn dann aufs zweifache Läuten hin die schwere, fast ein wenig verbarrikadierte Tür aufgeht und der häusliche Farner in seiner Wolljoppe in Erscheinung tritt, im Dunkel des Vorraums, er mit seinem »Molotow«-Kopf (der Brille, die den funkelnden Blick aus dunklem Auge steigert, unter der zwar schon schütterten, aber immer noch schwarzen Haarkappe, nach vorn gekämmt). Wußte nicht mehr, wie goldig gutartig und kameradschaftlich

sein Willkomm ist. Wie er einem den Mantel abnimmt, dann etwas schlurfend bereits den Gast hineingeleitet. Wußte nicht mehr recht, wie schön und erstaunlich altmodisch, bäurisch-herrschaftlich und also traditionell einen das Interieur mit der offenen Diele dünkt, wo man vorerst um den Tisch sitzt, neben der tickenden und Stunden schlagenden Pendule oder Standuhr, unter den Familienporträts aus dem 17. oder 18. Jahrhundert, Vorfahrenbildnisse hauptsächlich aus der Familie von Gattin Martha Katharina, die ja aus altem Schwyzer Geschlecht stammt. Dahinter der Dixhuitième-Salon, der nur sommers bezogen wird, aus Heizungs-Spar-Gründen, und der auf den kleinen sorgfältig gepflegten Garten hinausgeht. Wußte nicht mehr, wie ordentlich häuslich das alles ist, wie liebevoll und, von seiten Konrads, auch ein wenig pedantisch. Erinnernte mich, wie es erstmals auf mich gewirkt hatte: nämlich wie ein Geheimlokal, wo Kuriere und Agenten verkehren mögen. Ich hatte den Verdacht, man müsse ein Paßwort sagen, um hineinzugelangen.

Und dann schreitet Frau Martha, aus ihrer Webstube kommend, die Treppe herunter und grüßt wie eine ländliche Baronesse oder wie eine Herrschaftsbäuerin. Und Konrad holt Wein. Früher hatte man ihn noch selber mitbringen müssen, jetzt ist welcher da. Und zu Konrad gehört das Transistorradio in Griffnähe (Nachrichten, Auswertung der Nachrichten), gehört aber auch der selbstverständliche Küchendienst. Er spült gerne Geschirr (wie ich auch), er trägt auf und ab, es ist nicht Kavaliershöflichkeit, es ist Arbeitsteilung, Gleichstellung der Frau selbstverständlich.

Frau Martha mit dem Hörrohr, fühlt sich durch Hörschwierigkeiten isoliert. Konrad hört auch nicht mehr besonders gut. Hat aber anscheinend eine neue Liebelei. Übrigens hat ihm Frischs neues Tagebuch überhaupt nicht behagt.

Konrad ist älter geworden. Irgendwie geschrumpft, irgendwie

schlurfender, irgendwie versöhnlicher (wenigstens im alltäglichen Umgang).

Und dann spricht er von Tolstoi, den er als einen der weltgrößten Epiker ansieht. Ich freue mich immer geradezu brüderlich, daß die von mir heißgeliebten Dichter auch diese sehr spezifische Farnersche Kopf-Welt bevölkern. Übrigens hat er dann plötzlich Thomas Wolfe als einen möglicherweise mir Verwandten genannt. Ich mache mich jetzt auch wieder an diese Lektürebegleitung für mein neues Buch.

20. Februar 1973, London

Die neue Lebenssituation hier in London gefällt mir außerordentlich. Schon das Haus ist bemerkenswert. Ein Boarding-house, von oben bis unten zimmerweise vermietet.

In einem Zimmer hausen ein Pakistani und eine Bretonin mit Kleinkind zusammen, im anderen die Witwe eines im letzten Jahr erschossenen Al-Fatah-Kämpfers (erschossen bei einer Flugzeugentführung), Engländerin, mit kleinem Kind im Vorschulalter, Mirjam mit Namen. Wird einmal eine tolle Eurasierin, schaut immer bei mir herein, sehr anmutig, auffassungsklug und zielbewußt in einem. Hat mir vorhin auf mein Blatt allerlei gekritzelt, in dem ich allmählich arabische Schriftzüge entdeckte. Im Gang als Gemeinschaftseinrichtung das Telefon, das sehr häufig klingelt und überhaupt andauernd genutzt wird. Vor der Türe die Gespräche in englischer, angloindischer, indischer? Sprache. Alle Bewohner kochen im Zimmer, haben vermutlich Television. Jeden Tag geht eine Angestellte der Hausbesitzerin um, die in der Abwesenheit der Mieter irgendwas in den Zimmern anstellt, außerdem das Gemeinschafts-WC oder den Hausgang saubermacht. Die Hausbesitzerin muß ein wahrer Wucherervampir sein, weil sie für so ein mies eingerichtetes

Zimmer 50 Pfund nimmt und bereits wieder ans Aufschlagen denkt. Die Wohngegend (Kensington) zählt zu den privilegierten Vierteln.

Ich sehe von meinen großen Fenstern (die über die ganze Höhe des Raums reichen) die Straße und Straßenkreuzung mit dem Gehsteig und dem nebellampen-gelben Laternenlicht. Und die Geschäfte: gegenüber Zeitungsladen (ein dauerndes Kommen und Gehen), daneben Drogerie und indisches Restaurant mit Take-away-Service. Waschsalon, der Tag und Nacht geöffnet hat, ebenso Reinigung, dann ein Wettbüro etc. Weiter hinten ein Club und die herrlichen Parkhotels. Ich sehe die Uhr, die eine Stunde vorgeht im Vergleich zur kontinentalen Uhrzeit. Die Parade der Leute auf dem Trottoir, Inder, Pakistani, Schwarze stark vertreten, Hausfrauen verschlampter und gleichzeitig selbstbewußter als bei uns, wenig Glamour, in Sachen vestimentärer Nachlässigkeit scheint einfach alles erlaubt.

Zur Zeit lese ich Wolfes *Es führt kein Weg zurück*, außerdem habe ich Essays von Norman Mailer dabei, Hemingways *Depeschen* und Rilkes *Malte* (weil beides Stadtbücher). Sehr schön also: so vor mich hin zu notieren, dann lesernderweise wegzutauchen zu Animierungs- und Stimulierungszwecken, um schließlich auszugehen mit dem herrlichen Gefühl, ganz meiner eigenen Kopfwelt zu leben: Ich führe meine unausgegrenzte Materie spazieren.

Ich muß mir überlegen, was es mit diesem »Abschied von Europa«, den ich so großsprecherisch im Munde führe, auf sich hat und wie er formal oder inhaltlich zum Ausdruck kommen sollte. Was meine ich eigentlich damit?

Nun: Die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts ist erledigt. Und unsere Liebe zu solchen Städten ist damit rückwärts gewandt. Was wir so lieben und nicht aufgeben wollen, ist das Altmodische dieser Städte aus den Anfängen der industriellen Revolution, auch das kulturell Lokomotivartige, Zeitgeist-Versammelnde.

Die Geschichtsstunde. Aber all das ist Vergangenheit, wie Europa weitgehend Erinnerung ist.

Vielleicht ist alles, was wir lieben und tun in solchen Städten, etwa in Paris, angefangen mit dem frühmorgendlichen Gang zum Boulanger, vorbei an den schäumend-weißen Brandmauern, dieser Gang im Odem der Weltstadtstraße nurmehr Zereemonie, vergleichbar einer kultischen Handlung, wenn nicht überhaupt nur ein erinnerungsverklärter Traum.

26. Februar 1973, London

Es führt kein Weg zurück von Wolfe ist wirklich phantastisch. Nicht nur weil das Buch die Umstände der Schriftstellerwerdung bis zum ersten Ruhm samt allen Schwierigkeiten mit dem Verleger, mit beschriebenen Personen, die sich im Buch wiedererkennen, mit Heimat und Vaterstadt wiedergibt, und nicht nur weil es auch die Umstände der Schriftstellerexistenz zum Thema hat. Nein: weil es ein Erzählstück par excellence ist.

Ich bin derzeit unerwartet fasziniert von den Möglichkeiten, die ich erstmals mit »Mein Tag heute« versucht und dann in *Untertauchen* von neuem aufgenommen habe: den autobiographischen Möglichkeiten. Zwar dachte ich ja, ich sei mit der Aufarbeitung privater Probleme durch und frei für Neues. Jetzt sehe ich ein, daß ich mit *Im Hause enden die Geschichten* vielleicht autobiographische Problematiken (die Engnis, das Lebentötende meiner Kindheitsumgebung, wenn's überhaupt stimmt, nun gut: Kindheitsstoffe) verarbeitet habe, aber das Autobiographische als *Erzählmöglichkeit* noch nicht. Zwar habe ich es in *Untertauchen* ausprobiert, aber noch lange nicht wirklich erkundet. Da könnte ich *ansetzen*. Gleichgültig, ob ich Ich- oder Er-Form wähle. Müßte in diesem Zusammenhang auch noch den *Malte* ansehen.

Bei Wolfe ist das Epische so herrlich. Er unterteilt seinen »Entwicklungsroman« in Bücher, das heißt Blöcke, und diese in Bilder wie im Film – mit leitmotivischen Überschriften wie »Wieder daheim« etc. Was mich dort so beeindruckt, ist das Vermögen der Figureschilderung. Im Unterschied zu mir, der ich meine Schauplätze (Rom, Barcelona, Bern) bisher weitgehend als menschenlose Straßen, Plätze, Räume, als atmosphäreladene Szenerien, wenn nicht Stilleben evozierte, arbeitet Wolfe überwältigend mit Figuren. Natürlich bringt er auch ab und zu Gesamtstimmungsbilder, aber immer bezogen auf eine Situation des Protagonisten, nicht als Werte für sich. Er stellt sich in seinem Brooklyn-Zimmer dar und beschreibt die versammelten Laute, die zu ihm ins Fenster dringen, diesen gewaltigen Schicksalschor einer Stadt, oder er schildert die Leute auf der Straße, die er vom Fenster aus beobachtet. Ähnliches auf der Zugfahrt zurück in die Berge. Aber seine Stärke liegt vor allem in der Figurenzeichnung, Personenerweckung.

Großartig: die Figuren des Richters Bland und des Trinkers und Wahrsagers. Wenn er den Wahnsinn der Stadt punkto Bodenspekulation und Gigantomanie beschreibt, meint man entsprechende Filme abrollen zu sehen (Orson Welles). Das Kapitel über die »Allgemeine«, über diese Verkaufsorganisation mit dem rigorosen, erzkapitalistischen Ausbeutungseffekt, ist ein visionärer Unterricht in Gesellschaftskritik. Das im Konkreten aufgebrochene Visionäre ist überhaupt eminent Wolfesch.

Im Grunde ist das alles (in seiner überzeugenden Gesamthaftigkeit) irgendwie Entwicklungsroman. Und ich als Leser merke, wie interessant es ist, vom Dichter einfach Leben ausgebreitet zu bekommen, Lebensläufe, Lebensumstände, sogar Familien- und Sippengeschichten. Wie ernährend das ist.

In diesem Sinne müßte ich mich auch versuchen. Bei Wolfe ist eine berauschende Art der Lebensanteilmahme, weil alles vor

dem Hintergrund von Todesanwesenheit geschrieben ist, nein: erlebt ist. Wolfe hat mit einer Todesgewißheit geschrieben.

Dieser Aufenthalt ist eigentlich merkwürdig. Was habe ich zu tun? Wie verbringe ich die Zeit? Ich lese Wolfe, ich notiere (was mir durch den Kopf geht), ich reflektiere über alles mögliche, auch über mein neues Buch. Dann habe ich ja ein paar Hausaufgaben mitgenommen. Aber das sind *auch* disziplinarische Selbstüberlistungen. Letztlich bin ich hier, um Material anzusammeln, in der Hoffnung, es werde sich wie eine Eisscholle lösen und aus eigener Kraft Richtung BUCH losschwimmen.

Ich werde dasselbe noch in Paris praktizieren, bis ich auf eine mögliche Fährte stoße. Dann ziehe ich mich mit meinem Material wie der Hund mit seinem Knochen in eine andere Klausur zurück, um auszuwerten, zu konzipieren und zu – realisieren. Ich bin sehr gespannt darauf, was für ein Typus Buch mir entstehen wird.

Man hat natürlich in einem solchen Fall wahnsinnig viel freie Zeit. Da man aber innerlich in Richtung Buch programmiert ist, liegt man dennoch immer auf der Lauer, wenn nicht an der Kette. Man geht nicht einfach tagelang spazieren oder ins Kino. Warum hat man eigentlich so sehr viel mehr Zeit als zu Hause? Bloß weil man hier keine Leute kennt und darum keine Ablenkung hat, keine Verabredungen? Ich mache eine wahre Staatsaktion daraus, »meinen Laden in Schuß zu halten«. Ich merke mir etwa beim Schuheschnüren, daß ich sie bei nächster Gelegenheit einfetten lassen muß, um das bereits etwas brüchige Leder zu nähren. Solchen Quatsch. Ich führe mich am Morgen durch Kensington Gardens wie ein Pferd, das man bewegen muß. Ich suche mit kleinen Pflichtgängen eine Gliederung in den Tagesablauf zu bringen, Abwechslung. Zur Automatenwäscherei, zum Hemdenservice laufen. Selbstversorgerpathos.